

Emil Wick (1816-1894). Mechanikus, Optikus und Pionier der Daguerrotypie in Basel

Autor(en): Paul Koelner
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1946

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/a63958f7-7070-4125-8950-fa27e44bdda9>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Emil Wick (1816—1894)

Mechanikus, Optikus und Pionier der Daguerreotypie in Basel¹.

Von Paul Koelner

Die Vorfahren.

Emil Wick entstammte einem Geschlecht, das mit Leonhard Wick, dem Scheidenmacher von Binningen, auf Empfehlung des Landvogts von Münchenstein am 3. Dezember 1621 in Basel sich einbürgerte. Durch mehrere Generationen betätigten sich die Wick als ehrsame Scheidenmacher und Spengler. Als geschickter Meister, besonders in getriebenen Arbeiten, galt Emil Wicks Großvater Joh. Jak. Wick-Keller (1732—1806). Eine von ihm geschaffene Messingtafel, die Blendung des Zaleukos darstellend, nach Hans Holbeins Wandgemälde im Rathaus, wurde als wertvolles Familienstück aufbewahrt, bis es 1843 verlorenging.

Die Großeltern Wick-Keller bewohnten das Haus Nr. 5 am Totengäßlein neben dem Hause zum «Sessel» und besaßen ein zur Hauptsache mit Reben bestandenes Gütlein zwischen der jetzigen Birmannsgasse und der Schützenmattstraße.

Für ihren ältesten Sohn, Joh. Jak. Wick-Linder (1765 bis 1843), und dessen Werdegang wurden die Bewohner des Nachbarhauses zum «Sessel» schicksalbestimmend. Das stattliche Geseß zum Sessel mit seiner namentlich aus der Renaissancezeit erinnerungsreichen Hausgeschichte war seit 1738 Besitz der Familie Hagenbach und befand sich in den 1760er Jahren in den Händen zweier kinder-

¹ Zu der vorliegenden Darstellung regten hauptsächlich die persönlichen Aufzeichnungen Emil Wicks an. Seine «Familienchronik» befindet sich heute im Besitz eines Großneffen, des Herrn Georges Albrecht-Vischer, der in liebenswürdigem Entgegenkommen dem Schreibenden das Manuskript zur Verfügung stellte.

losen Geschwister, des Herrn Lukas Hagenbach († 1788), gewesenen Hauptmanns in französischen Diensten, und der Frau Valerie Gernler geb. Hagenbach († 1800). Zum Sessel gehörte damals noch der Garten am Nadelberg vor dem jetzigen Vereinshaus sowie Remise und Stallung mit Ausgang gegen die Andreaskapelle, die 1792 abgebrochen wurde. Die Besitzer des Sessels waren reiche Leute; sie hielten Equipage.

Sie nahmen nun den artigen Nachbarsknaben in ihr Haus, hielten ihn wie ihr eigenes Kind und ließen ihn studieren. Er war ein fröhlicher Theologiestudent und guter Reiter. Noch im Alter erzählte er gerne von dieser sorglosen Zeit und sprach stets mit der höchsten Achtung von seinen Pflegeeltern. Zwei kleine runde Crayonsporträts derselben bezeichnete er mit den Worten: «Kinder und Kindeskindern sollen sie in Ehren halten, da unsere Familie ihre bessere Stellung hauptsächlich ihnen verdankt.» Schenkte doch nach dem Tode ihres Bruders Frau Valerie Gernler-Hagenbach ihrem Schützling den Baselbieter Sennhof Dietisberg frei und ledig.

Im Jahre 1788 bestand Joh. Jak. Wick sein Examen und wurde 1789 Pfarradjunkt am Spital und sog. Almosen. Einen peinlichen Eindruck machte es auf ihn, wenn an den hohen Festtagen auch die Irren zum Abendmahl in die Barfüßerkirche getrieben wurden und der Profos mit dem Prügelstock als Aufsichtsperson neben dem Altar stand. Ein freundlicheres Zeitbild bot sich hingegen, wenn der vorgesetzte Pfarrer Joh. Heinrich Kölner je-weilen im Herbst einen «Maien» über der Türe des Pfarrhauses aufsteckte und den Kompetenzwein seiner Besoldung auswirtete, wozu alle Pfarrer berechtigt waren.

Im Jahre 1797 wurde Joh. Jak. Wick zum Helfer zu St. Peter gewählt und verheiratete sich 1801 mit Anna Barbara Linder (1779—1855). Es war eine bewegte Zeit, in der die politischen Parteien der Altburger und der revolutionär gesinnten «Yeng»² aufeinanderprallten. Ausge-

² Abgekürzt von *citoyen*.

rechnet an seinem Hochzeitstag — dem 23. September 1801 — erhielt er eine behördliche Vorladung, weil er kurz zuvor gepredigt hatte, ohne die vorgeschriebene helvetische Kokarde an sein Habit angesteckt zu haben. Ohne aus der Fassung zu kommen, beantwortete er die Vorladung kurzerhand mit dem Zweizeiler:

«Ich hab ein Weib genommen,
darum kann ich nicht kommen!»

Andere Pfarrer zeigten sich williger gegenüber den Verfügungen der helvetischen Machthaber; erzählte man doch von einem Diener am Wort, daß er vom «Burger Jesus» gepredigt habe, weil das Wort «Herr» verpönt war.

Aus den durch Kriegshandlungen der fremden Invasionsheere zerstörten und verarmten Orten der oberen Schweiz kamen in jenen Jahren auch Kinder nach Basel, die «Obenabekinder», und wurden von Burgern mit den eigenen erzogen. Auch Pfarrer Wick nahm einen solchen Knaben, einen muntern, witzigen Appenzeller auf, aus dem später der wohlhabende Kleinbasler Zuckerbäcker Hörler wurde.

Bis in die 1830er Jahre galt die Petersgemeinde, an der Pfarrer Wick 46 Jahre wirkte, als die vornehmste. Darin wohnten die Familien Fäsch, Frischmann, Iselin, Keller, La Roche, Le Grand, Merian, Preiswerk, Respinger, Ryhiner, Schölly, Schorendorf, Socin, Staehelin und mehrere Burckhardt. Die Kirche und ihre Umgebung boten noch ein altertümliches Bild. Um den Kirchhof lief vom Chor bis zur Schaffnei³ ein Kreuzgang mit zum Teil sehr schönen Epitaphien. Ueber dem Kreuzgang waren Fruchtspeicher zur Aufnahme der Zehnten. Die Pfarrwohnung am Kaltkellergäßlein enthielt große Zimmer und sonstige Räume. Um den Hof liefen zwei Flügelbauten, die in den am Petersberg liegenden Pfarrgarten mündeten.

Zu Ende der Napoleonischen Herrschaft brachten die

³ Wo jetzt das Schulhaus steht.

Kriegsereignisse viel Unruhe in das Pfarrhaus. Monatelang mußte für die alliierte Einquartierung in der Waschküche gekocht werden; der Hof stand voller Pferde. Stehlen war an der Tagesordnung. Einmal heizten Kosaken, die voll Ungeziefer waren, so stark, daß der Waschofen zersprang und ein Brand ausbrach.

Nach 1815 kamen mit der Wiederkehr von Ruhe und Ordnung bessere Tage. Bei der Zahl von vierzehn Pfarrern und Helfern und einer nicht viel über 16 000 Einwohner zählenden Stadtbevölkerung war die Besorgung der Amtsgeschäfte viel leichter als heutzutage. Man konnte sich abwechselnd auf viele Wochen entfernen. Pfarrer Wick und den Seinen bot der ihm gehörende Dietisberg willkommene Erholung. Als Präzeptor für die Kinder wurde ein Kandidat mitgenommen, der, einen gesunden Landaufenthalt machend, seinen Schutzbefohlenen einigen Unterricht erteilte.

Der in einer Einsattelung des Walten, zwischen den Tälern von Läuelfingen und Eptingen gelegene Sennhof war ein umfangreiches Gut von über 400 Jucharten Land, Weide und Wald und 60—70 Stück Nutzvieh, deren Milch-ertrag täglich gekäst wurde. Mit dem Holz der Waldungen wurde eine Kohlenbrennerei und eine Ziegelei betrieben. Für die Familie und stets sich einfindende Gäste waren im Herrenhaus eine Anzahl Zimmer bereit; im Saal stand eine Orgel, die zum Hausgottesdienst benutzt wurde.

Man lebte einfach, war aber gastfrei. Auf benachbarten Höfen und in Pfarrhäusern ging man zu Besuch und empfing Gegenbesuche auf dem Dietisberg, die mit Kaffee und Zieger vorlieb nahmen. Für festliche Anlässe mußte der Geflügelhof und der Karpfenteich seinen Tribut zollen.

Die Anstände, die Pfarrer Wick 1814 wegen der Kriegslasten hatte, verleiteten ihm den Besitz des Dietisbergs. Er sollte nämlich gemäß der Schätzung des Hofgutes auf 36 000 Fr. einen Betrag von 3569 Fr. 7 Batzen an die der Gemeinde Diegten auferlegte Kontribution zahlen. Er machte darauf aufmerksam, daß der gesamte Diegter

Bann auf 360 000 Fr. geschätzt worden sei, und warf die begreifliche Frage auf, ob der mattenmagere Dietisberg den zehnten Teil des so ergiebigen Diegter Bannes ausmachen könne. Die Basler Regierung ließ es aber an ihrem Beschluß bewenden. Darauf verkaufte Pfarrer Wick am 15. März 1815 das Gut um 36 000 Fr., dazu das Mobiliar um 2000 Fr. an den Medizinprofessor Dr. Karl Friedrich Hagenbach (1771—1849⁴).

Neben seiner pfarramtlichen Tätigkeit lag Wick die 1820 gegründete «Freiwillige Armenschullehrer- und Armenkinder-Erziehungsanstalt» am Herzen. Als Mitbegründer gab er sich besonders Mühe, passende Lokalitäten für dieses humanitäre Werk zu finden. Er besichtigte zu diesem Zweck die Propstei Bürglen, die «Himmelspforte» bei Wihlen und ein Kloster auf dem Schwarzwald, bis dann von der großherzoglich badischen Domänenverwaltung Schloß Beuggen gepachtet werden konnte.

Am 19. Februar 1843 starb Pfarrer Joh. Jak. Wick im 78. Lebensjahr, «mit Gott und der Welt in Frieden».

Die Kinderjahre.

Emil Wick erblickte am 20. Juli 1816 als zweitjüngstes von sechs Kindern im Pfarrhaus am Kaltkellergäßlein das Licht der Welt. Den Namen Emil erhielt er zu Ehren seiner Cousine und Patin Emilie Linder, der bekannten, in München lebenden Künstlerin und Kunstfreundin, die dann zum Katholizismus übertrat und bedeutende Stiftungen zugunsten der katholischen Kirche und der Kunstsammlung in Basel machte.

Bis ins 4. Jahr genoß der kleine Emil alle Privilegien des jüngsten Kindes; er soll auch «e gar ordli Biebli» gewesen sein. Da kam 1820 noch ein Schwesterlein — Luise Elisabeth — zur Welt, um die sich nun alles drehte. In

⁴ Nach mannigfachem Wechsel der Besitzer ging das alte Hofgut 1905 an den Verein «Arbeiterheim Dietisberg» über.

der Privatschule der Schwestern Locher an der Storchengasse bekam das hübsche Kind den ersten, direkt an sie gerichteten — Heiratsantrag, worüber sehr gelacht wurde. Sie brachte nämlich eines Tages eine silberne Uhr nach Hause, die ihr das zwei Jahre ältere Professorenöhnlein Emil Bernoulli als «Ehepfand» gegeben hatte. Er habe sie seinem Bruder genommen, es sei zwar nur eine silberne, erklärte er und fügte stolz bei, er werde ihr nächstens Papas goldene Uhr bringen, und wenn er groß geworden, sie heiraten. Diese Prophezeiung erfüllte sich allerdings nicht . . . ⁵.

Für den lebhaften und aufgeweckten Emil Wick gab es im Haus und Hof viel zu beobachten. Gerne weilte er in der Küche. Ein Teil des pfarrherrlichen Einkommens bestand damals außer in Holz und Wein auch in Korn, zu dessen Verarbeitung man mit einem Müller in Verbindung stand, der das nötige Mehl zum häuslichen Gebrauch lieferte und den Rest ausglich. Aus dem Abfall wurden Gänse und Enten gehalten. Was von Mehl zu bereiten war, geschah im eigenen Haushalt, und zwar nicht nur Nudeln und Backwerk wurden selbst gemacht, sondern auch das tägliche Brot, was freilich der Köchin beschwerlich fiel. Vom Zucker- und Pastetenbeck wurde höchst selten etwas gekauft. In schwierigeren Fällen zog man das handgeschriebene Koch- und Rezeptbuch zu

⁵ Luise Wick (1820—1853), zur schönen Jungfrau erblüht, wurde schon nach ihrer Rückkehr aus dem Welschland umworben. Das stille Kaltkellergäßlein wurde plötzlich von auffallend vielen jungen Herren begangen, so daß die Eltern der Tochter «hautement» untersagten, am Fenster zu sitzen. Einer ihrer Verehrer arrangierte sogar einmal eine Serenade, worauf Papa und Mama Luise wollten glauben machen, die musikalische Aufmerksamkeit habe der Hausmagd Lore gegolten. Luise Wick heiratete 1842 den Bandfabrikanten Balthasar Gustav Burckhardt (1818—1848) und nach dessen Tode in zweiter Ehe Dr. Ludwig August Burckhardt (1808—1853), den Kriminalgerichtspräsidenten und namhaften Lokalhistoriker. Eine Tochter aus erster Ehe — Luise Elisabeth — wurde die Gattin des Altertumsforschers Prof. Joh. Jak. Bachofen, des Verfassers des berühmt gewordenen Mutterrechts.

Rate. Im Spätjahr wurde ein Schwein geschlachtet; manchmal war im Herbst der Lachs so wohlfeil — drei bis fünf Batzen das Pfund — daß man in großen, irdenen Töpfen einen Vorrat einsalzte.

Zweimal im Jahr wurden im Pfarrhaus Leckerli gemacht. Das war für die Kinder schon darum ein Fest, weil sie an dem betreffenden Tag nicht in die Schule zu gehen brauchten. Der Leckerli bedurfte es deshalb so viel, weil jedes der Kinder, die am Neujahr für den genossenen Religionsunterricht ein Geschenk brachten, mit einem Dutzend Leckerli bedacht wurde.

Zur anstrengenden Bereitung des Leckerliteiges wurde jeweilen ein Stadtsoldat berufen. Doch durfte man einen solchen Marsjünger nicht aus den Augen lassen; kam es doch einmal vor, daß dieser Teighereiter das bestimmte Quantum Kirschwasser sich selbst zu Gemüte führte, so daß zum großen Aerger der Hausmutter die Leckerli nicht «aufgingen».

Kurzweilige Stunden gab es auch, wenn der lustige Schneider Meister Knosp von Kleinhüningen einige Tage auf die Stör kam, um die Kleider der darausgewachsenen älteren Brüder für den Jüngsten anzupassen, bei der fast unbegrenzten Dauerhaftigkeit der damaligen Stoffe auch in guten Häusern eine selbstverständliche Sache. Das hielt die Frau Pfarrerin übrigens nicht ab, sehr auf standesgemäße Etikette punkto Kleider zu schauen, hat sie es doch ihrem Schwiegersohn Dr. L. A. Burckhardt recht übel genommen, als er zur Verlobung in einem gelben Nankinganzug erschien, da man nicht einmal zu einer Einladung, geschweige dann zu einer Verlobung Nanking trage.

In der Erziehung ihrer Kinder war die Hausmutter sehr streng und applizierte nicht allzu selten die Rute, stets von einem Spruch aus dem Buche Jesus Sirach begleitet. Eigenhändig wusch sie die Kinder am Hofbrunnen, wobei mit dem zu einem Zapfen gedrehten Zipfel des Handtuches so weit als möglich in Nase und Ohren

gedrungen wurde. Auch im strengsten Winter mußte Emil sonntags wenigstens zweimal in die ungeheizte Kirche gehen und bekam durch das je anderthalbstündige Stillsitzen jeden Winter Frostbeulen. Abends, er mochte noch so müde und schläfrig sein, so durfte er nicht einschlafen, ohne vorher drei ziemlich lange Lieder hergesagt zu haben, deren Sinn er kaum begriff. Er war darum froh, wenn ihn statt der Mutter die Magd zu Bett begleitete, welche die Sache summarischer erledigte.

Bis in die 4. Klasse des Gymnasiums kam unser Pfarrerssohn dem Lehrgang gut nach, obwohl er nach seinem eigenen Geständnis nicht gerade ein fleißiger Schüler war. Ein Jahr Welschland bei Pfarrer Gagnebin in Engollon im Val-de-Ruz zählte er zu den glücklichsten seines Lebens, da er in bisher unbekannter Freiheit Wald und Flur durchstreifen durfte.

Im Jahre 1831 trat er in das Paedagogium ein, wo er besonders Freude an den Stunden bei Schönbein (Physik) und Bernoulli (Mineralogie) hatte, während er den Germanisten Wackernagel wegen seiner Strenge mehr fürchtete als liebte.

Auf Weihnachten 1832 besuchte er den Konfirmationsunterricht bei Pfarrer Kündig zu St. Peter. Da aber die Eltern fanden, Emil sei nicht in der genügenden seelischen Stimmung, wurde er nicht absolviert und mußte den Kurs auf Ostern wiederholen. Es war damals üblich, daß auch Konfirmanden im Frack und Zylinder zum Abendmahl gingen. Emil erhielt den wenig gebrauchten Frack nebst Zylinder, die sein ältester Bruder vierzehn Jahre zuvor getragen. Er erklärte aber kategorisch, in diesem «Fastnachtskleid» keinen Kirchgang zu tun. Nicht ohne Kampf wurde ihm schließlich ein neues schwarzes «Röcklein» zugestanden, und statt des Zylinders trug er seine Kappe.

Mit Mühe durchlief er die drei Jahre Paedagogium. Da man im Familienrat darauf verzichtet hatte, ihn studieren zu lassen, sah es der Vater nicht ungern, wenn

sich der Sohn in den Freistunden mit Basteln abgab. Dies gab die Richtung für seinen künftigen Lebensgang. So hielt er sämtliche Uhren im Hause in musterhaftem Gang, stellte mit geringen Geldmitteln — aus den drei Batzen Wochengeld — und mit mangelhaften Werkzeugen eine sehr wirksame Elektrisiermaschine her; aus einer Klistierspritze sollte eine Luftpumpe werden u. dgl. Das bewog den Vater, Emil Feinmechaniker werden zu lassen, wozu er mit Freuden beistimmte.

Lehr- und Wanderjahre.

Im Frühling 1834 trat Emil Wick als Lehrling in die renommierte Werkstatt des Mechanikus G. Oeri in Zürich ein. Laut Lehrvertrag betrug die Lehrzeit drei Jahre, das Lehrgeld 300 Gulden oder 685 Schweizerfranken. Die zwölfstündige Arbeitszeit dauerte vom April bis Oktober von morgens 6 Uhr bis 12 Uhr mittags, nachmittags von 1 bis 7 Uhr. Zur Winterszeit arbeitete man von Tagesanbruch bis 12 Uhr und nachmittags von 1 bis 8 Uhr. Am Samstag war eine Stunde früher Feierabend; dagegen war jeder Lehrling verpflichtet, nach Feierabend noch die Werkzeuge in Ordnung zu bringen.

Oeris Atelier war eine treffliche Schule. Ihr Meister besaß große Geschicklichkeit, den jungen Leuten die nötige Fertigkeit beizubringen, um sie bald zu feineren Arbeiten heranzuziehen. Seine Instrumente, hauptsächlich Meßinstrumente für Geometer, fanden reißenden Absatz.

Gegenüber von Oeris Werkstatt fand der junge Wick im Hause des Pfarrers Heinrich Weiß, der Geschichtslehrer an der Höheren Töchterschule war, ein treffliches Kosthaus. Der Pfarrherr besaß eine bedeutende Bibliothek, zumeist historische Werke, die er dem wißbegierigen Lehrling zur freien Verfügung stellte und die dieser auch aufs fleißigste benützte. Nach dem Wegzug der Familie Weiß fand Wick beim Landschreiber Ulrich zwar sehr gute Verpflegung, vermißte aber die geistige Anregung,

da Ulrich «der Inbegriff eines hausbackenen Philisters war».

Emil Wick arbeitete sich mit einem solchen Eifer in seinen Beruf ein, daß sein Lehrmeister dem Vater nach Basel schreiben konnte, er habe noch keinen Lehrling gehabt, dem er in so kurzer Zeit so wichtige Arbeiten hätte anvertrauen können. Seine Lehrzeit ging zu Ende, als einige Kantone durch Konkordat das metrische System einführten. Hiezu hatte Oeris Werkstatt für die Archive die Originalexemplare und für die Eichstätten die Waagen und Mustermaße zu liefern, Arbeiten, die mit minuziöser Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeführt werden mußten. Da Wicks Lehrzeit abgelaufen, er aber auf die Arbeit eingeübt war, ersuchte ihn Oeri, bis zur Beendigung dieser Aufträge bei ihm zu bleiben. Er anvertraute ihm die letzte Justierung der Gewichte und die Einteilung und Justierung der Maßstäbe, was mit Rücksicht auf die Temperatur unter dem Mikrometer geschah. Um nicht gestört zu werden, erhielt Wick ein besonderes Arbeitszimmer. Von einem Lohn wurde nicht gesprochen. Statt dessen legte Oeri am nächsten Zahltag lächelnd ein Häufchen blanker Brabantertaler auf das Brett der Teilmaschine, als Salär von zwei Wochen. Beim Anblick dieses ersten verdienten Geldes geriet Wick in solche freudige Erregung, daß er kaum danken konnte. So trug er beim Austritt ein ganz artiges Sümmchen Geld mit nach Hause, nebst einem glänzenden Zeugnis und der Versicherung, daß er jederzeit wieder in die Werkstatt Oeris ⁶ eintreten könne.

Wick zog es jedoch in die Fremde. Durch Oeris Vermittlung erhielt er eine Stelle in der angesehenen Werkstatt des Hofmechanikus Siener in Darmstadt, wohin er im Spätsommer 1837 mit der Postkutsche reiste und ohne Unterbrechung in der Dämmerung des zweiten Tages anlangte. Um diese Zeit nahm Hessen die Katastervermes-

⁶ Das Geschäft ging später über in die Firma Usteri und Reinacher in der Neustadt und Winkelwiese in Zürich.

sung vor, wozu Siener die Instrumente zu liefern hatte. Es wurde in seiner Werkstatt zwar langsam, aber mit großer Präzision gearbeitet, und Sieners Theodolite⁷ waren berühmt. Siener machte zuerst ein saures Gesicht, als Wick den Wunsch ausdrückte, wie in Zürich in der Woche zwölf Stunden für sich frei zu haben. Doch gab er es zu mit der Bemerkung, es werde sich dann auch der Gehalt verringern. Da Wick diesen Punkt ganz Sieners Ermessen überließ, wurde dieser recht freundlich und gefällig, leistete auch beim Hofbibliothekar Bürgschaft, daß Wick Bücher mit nach Hause nehmen konnte. Die Hofbibliothek war ihm von großem Nutzen. Neben fachwissenschaftlichen Werken befaßte er sich als Liebhaber mit der Geschichte der rheinischen Staaten und der damals wieder aufkommenden mittelalterlichen Architektur. Zu diesem Zweck unternahm er Ausflüge nach Mainz, Speyer, Worms und Heidelberg. Auch der Wunsch, das in historischer Hinsicht interessante Köln zu sehen, ging in Erfüllung, als ein dortiger Mechanikus eine Stelle ausschrieb, die Wick erhielt. Hilts Werkstatt in Köln war so, daß dort nicht viel zu lernen war. Wick blieb darum nur so lange, bis er die weltlichen und kirchlichen Bauten sich recht angesehen hatte. «Der Dom war damals wenig mehr als eine großartige Ruine, und auch von den andern alten Kirchen waren die meisten verwahrlost. Wallraf⁸ hatte eben begonnen, sein Museum anzulegen, und man sprach bereits vom Weiterbau des Domes.»

Durch eine besonders glückliche Fügung fand Wick gegen Ende des Jahres 1838 einen Platz in der berühmten Werkstätte Pistor in Berlin. Dieser war geheimer Oberpostrat und betrieb die Mechanik mehr aus Liebhaberei. Ein gelehrter Theoretiker, verwendete er seinen großen Gehalt namentlich für Versuche zur Vervollkommnung von Instrumenten. So waren z. B. seine Mikroskope sehr

⁷ Meßwerkzeuge für Ferne und Höhe.

⁸ Ferd. F. Wallraf (1748—1823), Kanonikus und Professor, Begründer des Wallraf-Richartz-Museums.

geschätzt. Wegen der in Bonn zu errichtenden Sternwarte weilte Pistor in Bonn, wo Wick ihm einen Besuch machte und zufällig mit Prof. Garthe bei ihm zusammentraf. Dieser kannte Wick aus Hilts Werkstatt und empfahl ihn Pistor.

So wanderte Wick zu Fuß über Düsseldorf und Walddeck, durch den Harz über Goslar bis Halberstadt, wo die flache Gegend so langweilig wurde, daß er mit der Pferdepost die Reise beendete. «Berlin mit seinen langen, geraden Straßen, den verwitterten Stuckornamenten an den stillen Palästen, dem verwilderten Tiergarten, der trüben Spree und trostlosen Umgebung» gefiel ihm gar nicht. Desto besser befand er sich in Pistors Betrieb. Die Schulbildung muß nach Wicks Meinung damals noch in Deutschland auf ziemlich niedriger Stufe gestanden haben, da er der einzige unter dem zahlreichen Personal war, der etwas mehr wußte als die Handarbeit und sich bestrebte, auch wissenschaftlich sich auszubilden. Er kam daher bald bei Pistor und dessen Sohn in Gunst. Man arbeitete an einem Meridiankreis von vier Fuß Durchmesser für die Bonner Sternwarte. Das brachte Wick auf den Gedanken, sich mit Pistors erstem Arbeiter namens Henkel in Bonn zu etablieren.

Anfangs Juni 1839 reiste er von Berlin ab, um in Basel das Finanzielle zu besorgen. Von Potsdam ging er, wiederum zu Fuß, über Leipzig durch die Sächsische Schweiz. Der demagogischen Umtriebe wegen war allen Schweizern der Eintritt in die österreichischen Staaten verschlossen, und der österreichische Gesandte in Dresden weigerte sich, seinen Paß zu visieren. Da Wick aber kein Gepäck bei sich führte, gelang es ihm, auf einem Fußweg bei Herrnskretsch an der Elbe als harmloser Spaziergänger über die österreichische Grenze zu kommen und unangefochten die böhmischen Bäder Teplitz und Karlsbad zu besuchen. Als er dann aber bei Waldsassen die bayrische Grenze überschreiten wollte, schnurrte ihn der Beamte wegen des fehlenden Visums heftig an, wurde aber

nach Lesen des Passes ganz freundlich und erkundigte sich nach Basel, namentlich nach Pfarrer Falkeisen⁹, in dessen Haus er als kranker Soldat während der Belagerung von Hünningen gelegen und gute Pflege gefunden hatte.

Nach einer guten Flasche im Grenzwirtshaus wurde Wicks Paß in Ordnung gebracht, und über Wunsiedel — Jean Pauls Heimatort — und Bayreuth zog unser Basler in München ein. Dort ließ er es sich nicht nehmen, die berühmten Werkstätten von Ertel und Fraunhofer¹⁰ zu besichtigen. Die den Werkführern des Unternehmens gespendeten «Wichse» reuten ihn nicht, da sie von großer Wirksamkeit waren. Ueber Kempten und Lindau betrat er bei Rorschach wieder Heimatboden.

Sein Geschäftsgenosse Henkel hatte unterdessen gehofft, von einem Bruder finanziell unterstützt zu werden, sah sich aber getäuscht. So hatte Wick allein für das Betriebskapital von 6000 Fr. aufzukommen. Henkel war ein äußerst geschickter Arbeiter, aber sozusagen ohne theoretische Kenntnisse, so daß sich die beiden gegenseitig ergänzten. Das betonten auch der Berliner Direktor Erke und Alexander von Humboldt in ihren Empfehlungen an Argellander, den designierten Leiter der Bonner Sternwarte.

Ende Juni 1839 langte Wick in Bonn an. Vorerst galt es noch allerhand Schwierigkeiten zu überwinden. Da Wick noch minderjährig war, mußte von der Basler Regierung eine *venia aetatis* eingeholt und Heimat-, Vermögens- und Leumundschein beigebracht werden. Zum Schluß erklärte man Wick, um das Geschäft unter seinem Namen gründen zu können, müsse er preußischer Untertan werden. Das war nun durchaus nicht nach seinem

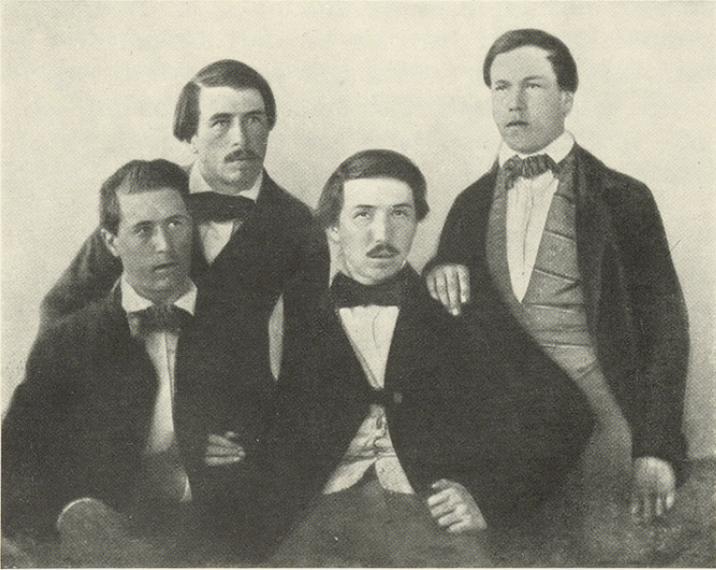
⁹ Hieronymus Falkeisen (1758—1838), 1793—1816 Pfarrer zu St. Leonhard, 1816—1838 Antistes.

¹⁰ Joseph Fraunhofer (1787—1823), Optiker, seit 1823 Professor in München, Entdecker der dunkeln Linien des Spektrums.

Geschmack, hatte er doch zu befürchten, fünf Jahre Soldat zu werden. Man kam daher überein, das Geschäft unter der Firma Henkel & Comp. zu führen und Wick durch einen gehörig klausulierten Vertrag zu sichern. Diesen setzte der Basler Notar Gedeon Meyer im alten Kanzleistil auf, über dessen Ausdrücke der Bonner Notar bei der Unterzeichnung laut auflachte.

Das Betriebskapital der jungen Firma war zu gering, um richtig anfangen zu können. So waren die Inhaber gezwungen, vorerst alle zur Arbeit nötigen Werkzeuge selbst anzufertigen, und versäumten damit ein Jahr. Sie mußten auch mangels einer vollständigen Einrichtung anfänglich gute Besteller abweisen. Doch kamen sie im zweiten Jahr schon erfreulich vorwärts. Da der Bau der Sternwarte sich verzögerte, verlegten sie sich auf das Anfertigen größerer Mikroskope, die steigend begehrt wurden, da zu jener Zeit die Anatomen und Physiologen anfangen, sich solcher Instrumente zu bedienen. Ein solches Mikroskop wurde mit 200 bis 300 Talern bezahlt. Es kamen auch Bestellungen für die Gewerbeschulen Köln, Elberfeld, Koblenz und für die Bergämter und Hüttenwerke in Westpreußen. Das Leben im damals noch kleinstädtischen Bonn war ein recht angenehmes. Seine Freunde suchte sich Wick unter den Studenten und jüngern Privatdozenten, wobei er öfters Gelegenheit hatte, «den gemeinen Neid zu beobachten, womit ältere Professoren fähigen Privatdozenten gegenüber auftraten».

Da das Geschäft unter Henkels Namen ging, fragten die Kunden in erster Linie nach ihm. Wenn es sich dann um theoretische Auseinandersetzungen handelte, mußte Wick ins Mittel treten. So schonend dies auch von seiner Seite geschah, fühlte sich Henkel oft gekränkt. Wick erklärte daher, nur so lange in Bonn auszuharren, bis Henkel so viel verdient haben würde, um Wicks Anteil abzukaufen. Es war für beide eine erlösende Stunde, als sie einander den Kontrakt zurückgaben und Wick in die Vaterstadt heimkehrte.



Die vier Brüder Böcklin

Werner	Arnold	Walter	Friedrich
1825—1902	1827—1901	1830—1883	1833—1864

Nach einem Daguerrotyp von Emil Wick

Es war nicht leicht, in Basel eine passende Liegenschaft zu finden. Die Häuser in der noch ganz von den Ringmauern umschlossenen Stadt standen hoch im Preis, und das Suchen und Unterhandeln nach einem solchen dauerte lange. Erst am 15. Februar 1844 kam der Kauf des Hauses zum «Sausen» am St.-Johann-Schwibbogen zum Abschluß. Diese währschafte Hofstatt war seit 1567 das Heim des namhaften Malers Hans Hug Kluber und seit 1587 Eigentum des trefflichen Künstlers Hans Bock gewesen, der von der Laube dieses Hauses aus jenes wunderhübsche Genrebild schuf, das die Winterfreuden auf dem zugefrorenen Rhein im Winter 1572 darstellt ¹¹.

Als einziger Optikus in Basel arbeitete hier Emil Wick. Ein von ihm geschaffenes schönes Mikroskop mit Kreuztisch und ein Barometer befinden sich heute in der Privatsammlung des Herrn M. Ramstein, Optiker.

Die Daguerreotypie im Spiegel Basels.

Nach mehrjährigen, mühevollen Versuchen war es dem begabten Maler Jacques Louis Mandé Daguerre (1787 bis 1851) in Paris gelungen, ein photographisches Verfahren zu entdecken, mit dem sich das flüchtige Bild der Welt auf lichtempfindlich gemachte Kupferplatten bannen ließ. Jede Kamera-Aufnahme wurde zum Bilde selbst; eine Kopierung war nicht möglich. Die nach ihrem Erfinder Daguerreotypie benannte Kunst fand im Publikum außerordentliches Interesse und wurde noch im Jahre 1839 auch außerhalb Frankreichs, ja bald in der ganzen zivilisierten Welt eingeführt ¹².

Sehen wir nun, wie die Entdeckung der Photographie

¹¹ Vgl. Basler Jahrbuch 1893, 260 f.; Kunstdenkmäler der Schweiz, Kt. Basel-Stadt I, 84 f.

¹² Ueber die Entdeckung der Photographie vgl. das Standardwerk von J. M. Eder, Geschichte der Photographie, ferner H. Th. Bossert und Guttmann, Aus der Frühzeit der Photographie 1840 bis 1870, Erich Stenger, Die beginnende Photographie, Camille Recht, Die alte Photographie.

sich in der Basler Presse spiegelt; denn auch lokale Schilderungen und Berichte, selbst der Anzeigenteil sind in der technikgeschichtlichen Forschung aus dem vorigen Jahrhundert eine erwünschte Quelle der zeitbedingten Auffassung. So meldet die «Baseler Zeitung» über die bekanntgewordene Erfindung:

«Baseler Zeitung» vom 10. Juli 1839:

«Deputiertenkammer 6. Juli. Mehrere Zeichnungen (sic) des Daguerreotype — liest man im Constitutionel — waren in einem der Kammersäle der Deputierten zur Schau aufgestellt. Man bemerkt darunter einen Jupiterkopf, eine Ansicht der Tuilerien und der Kirche Notre-Dame, deren Wirkung, Wahrheit und Vollendung über alle Vorstellung hinausgeht, so daß die Schlüsse des Rapports durch kein schlagenderes Argument unterstützt werden konnten.

«13. Juli 1839:

Paris, 9. Juli. Annahme des Gesetzes, dem Daguerre eine lebenslängliche Pension von 6000 Fr. und dem Niepce¹³ eine von 4000 Fr. verabfolgen zu lassen. Ueber diese wundervolle Erfindung hatte Arago zuvor einen Bericht abgestattet mit genauer Erörterung und mit Bejahung folgender Fragen: 1. ob das Verfahren des Daguerre unbestreitbar eine Erfindung sey. 2. ob dieselbe der Archäologie und den schönen Künsten wichtige Dienste leiste. 3. ob sie gangbar werden könne und 4. ob die Wissenschaften daraus Nutzen ziehen werden. Das Meiste, was darin über die Leistungen des Daguerreotype vorkömmt, ist schon bekannt. Eine ganz neue Beobachtung ist aber diese, daß die Morgen- und Abendstunden in gleicher Entfernung vom Mittag nicht gleicherweise der Produktion der photographischen Bilder günstig sind. So gestaltet sich das Bild

¹³ Nicéphore Niepce (1765—1833), Erfinder auf verschiedenen Gebieten, arbeitete 1829—1833 in Verbindung mit Daguerre; die Pension von 4000 Fr. erhielt Isidore Niepce als Sohn und Nachfolger seines Vaters Nicéphore Niepce.

zu jeder Jahreszeit ein wenig schneller des Morgens um 7 Uhr als um 5 Uhr des Mittags, um 9 Uhr schneller als um 3 Uhr. Der Bericht schließt mit Anempfehlung des Vorschlags der Regierung.

23. August 1839:

Paris, 18. August. Herr Arago hat am Montag der Akademie der Wissenschaften über die Verfahrungsweise, wodurch Herr Daguerre die Bilder der Camera obscura festhält, Bericht erstattet. Dieses Verfahren besteht in einer Jodschicht, welche auf einer Kupferplatte ausgebreitet und mittelst des Dampfes gleichförmig verteilt wird. Diese erste Operation bringt das Bild hervor, das aber erst nach einer zweiten Operation, wobei man die Platte der Wirkung des Quecksilberdampfes aussetzt, hervortritt; dadurch erhält man die Helle, den Schatten und das Hell-dunkel.

18. September 1839:

Paris, 9. September. Bereits bieten die Pariser Optiker Instrumente aus, die ganz nach dem Muster des Daguerreschen gefertigt sind und die nämlichen Resultate sichern. Das große Daguerreotyp, ganz genau mit denselben Instrumenten wie jenes, das der Erfinder selbst der Akademie überreicht hat, kostet 350 Franken, ein kleineres dagegen 250 Franken.

Inseratenteil der «Baseler Zeitung» vom 30. September 1839:

Daguerre's große Erfindung!

Soeben erschien in J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart und ist in Basel bei Neukirch, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Daguerreotyp

oder

die Erfindung des Daguerre, die mittelst der camera obscura und des Sonnenmikroskops auf Flächen dargestellten Lichtbilder zu fixieren. Beschrieben von dem berühmten

Physiker Arago. Aus dem Französischen frei übersetzt von einem deutschen Physiker. 8. broch. 24 Kr.

23. Oktober 1839:

Paris, 19. Oktober. Das Daguerreotyp ist fortwährend der Gegenstand interessantester Versuche. Man scheint nahe daran zu sein, ein Mittel zu entdecken, Abdrucke der Lichtzeichnungen zu gewinnen. Die neueren Versuche des Hrn. Donné¹⁴ zeugen von bedeutenden Fortschritten; man hat unter anderm Abdrucken eines Apollokopfes bewundert, die wenig zu wünschen übrig lassen.

26. Oktober 1839:

Paris, 22. Oktober. Das Daguerreotyp wird noch immer fleißig besprochen und neuen Versuchen unterworfen. Donné mit seinen Proben einer abdruckbaren Platte schreitet voran; er hat der Akademie neue Muster vorgelegt. Arago, der bisher mit unverkennbarer Vorliebe für Daguerre allein gesprochen, hat gleichwohl in den Sitzungen der Akademie auch Andern, und namentlich Hrn. Donné Gerechtigkeit widerfahren lassen.

2. November 1839:

Herr Daguerre hat in der Akademiesitzung vom 21. Oktober eine neue Vervollkommnung seines photogenischen Verfahrens mitgeteilt. Indem er seine Platten jetzt mit venetianischer Tripelerde, statt wie bisher mit Bimstein poliert, braucht er nur zweimal zu polieren, statt wie früher dreimal und erreicht noch vollkommener Resultate. Herr Arago legte zur Unterstützung dieser Aufgabe der Akademie neue Zeichnungen vor, welche alle früheren übertreffen.

30. November 1839:

Paris, 27. November. Horace Vernet, der Maler der

¹⁴ Alf. Donné, französischer Forscher auf dem Gebiete der Photographie; ihm gelang es, Daguerreotypplatten für Druckzwecke vertieft zu ätzen, ebenso mikrographische Aufnahmen zu machen.

Schlacht von Nisib¹⁵, ist dem Pascha, dessen imposante Gestalt ihm Bewunderung entlockt haben soll, vorgestellt worden. Er wird den Palast, in dem das Harem sich befindet, durch das *Daguerreotyp* vor den Augen des Pascha aufnehmen.»

*

War anfänglich die Daguerreotypie der enorm langen Belichtungszeit wegen auf die Aufnahme lebloser Gegenstände, Architekturen und Landschaften beschränkt, so gelang es, dank der Vervollkommnung des chemischen und optischen Teiles, seit Beginn der 1840er Jahre reizvolle Porträtaufnahmen herzustellen.

Wegbereiter der Porträtphotographie in Basel wurde Emil Wick, ein Meister des Objektivs und ein origineller Diener des neuen Wunders, das zu einer wichtigen Angelegenheit der Basler Bourgeoisie gedieh.

Wick selbst ergeht sich in seinen Aufzeichnungen über seine Tätigkeit als einziger Basler Daguerreotypist nur in wenigen Sätzen; die kurzen Angaben sind aber gleichwohl aufschlußreich und lauten:

«Als die Daguerreotypie aufkam, verlegte ich mich darauf und hatte solchen Erfolg, daß ich mich ganz darauf zu verlegen beschloß und 1854 mein optisches Lager verkaufte, das durch verschiedene Hände gehend, zuletzt unter der Firma Brennwald und Fischer bestand. Das Verfahren der Lichtbilder auf Metallplatten war sehr expeditiv und *die Zahl der von mir gelieferten Bilder muß 35 bis 40 000 betragen*. Mühsam war die Arbeit nicht, aber sehr aufregend, auch Verdruß fehlte nicht, so daß ich froh war, als ich finanziell so weit war, um als kleiner Rentier leben zu können. Ich war 45 Jahre alt, als ich am 14. Juni 1861 das Geschäft schloß.»

Es ist eine eigene Atmosphäre, die uns beim Beschauen

¹⁵ In der Schlacht bei Nisib am 24. Juni 1839 schlug Ibrahim Pascha, Adoptivsohn des Vizekönigs Mehemed Ali von Aegypten, die Truppen des türkischen Großsultans Mahmud II.

der alten Daguerreporträts umfängt, denn die Naturtreue der kleinen Spiegelbilder stellt uns die Menschen nicht idealisiert, sondern unverbildet vor. Es ist die Wirklichkeit, die hier bildlich festgehalten wird. Darum sind auch Wicks Aufnahmen vollkommen, weil sie direkte Erzeugnisse aus der Materie sind. Die Photographierten stehen mit einer Sicherheit im Raum. Sie füllen ihn mit ihrer ganzen Persönlichkeit aus und stimmen ihn je nach ihrem Charakter ernst oder heiter. Man gab sich gerne ganz, als Porträt «en pied». Noch hatten um die Mitte des 19. Jahrhunderts der bunte Gehrock, der gewaltige graue Zylinder, die helle Piquéweste ihre Allüren, so gut wie das geblümete Kinderröcklein und das bauschige Seidenkleid der Dame.

Wenn alle, in die Zehntausende gehenden Porträts von Wicks Hand erhalten geblieben wären, was für ein unvergleichliches, redendes Bilderbuch würde sich daraus ergeben! Hier mag an das Mahnwort Prof. Daniel Burckhardts erinnert sein: «Wer heute noch eines der spiegelnden Metallplättchen mit den Bildnissen seiner Großeltern oder Urgroßeltern besitzt, der hüte es wie einen kleinen Edelstein¹⁶.»

Die seit 1850/51 durch Le Gray (1820—1882) und Fr. Scott Archer (1813—1857) eingeführte leichtere Arbeitsweise des sog. «nassen Verfahrens» mit Verwendung von Glasplatten und des Kollodiums verdrängte die Daguerreotypie und beherrschte bis 1870 die Photographie.

Schon in der Mitte der 1850er Jahre begannen Ausländer¹⁷ in Basel als Berufsphotographen sich niederzulassen. So ein gewisser Schröter aus Rudolstadt, dann 1855 der Kunstmaler und Photograph Friedrich Hartmann-Scherzer von Frankfurt a. M., 1857 Jakob Höflinger-Hirt, Kunstmaler und Photograph aus Neustadt im Schwarzwald. Im Jahre 1861 erhielt Ferdinand Parisel-Schnäbelin

¹⁶ «Christl. Volksbote» 1936, pag. 50.

¹⁷ Basler Staatsarchiv, Handel und Gewerbe K K K 5.

von Mannheim die Gewerbsbewilligung; zuvor — seit 1857 — war er als Telegraphist am Badischen Bahnhof tätig gewesen. Ihm folgte 1862 der Kunstmaler und Photograph Johann Bucher-Morel und 1864 Friedrich Zeller-Migy, Kunstmaler und Photograph aus München, der das Schrötersche Geschäft an der Eisengasse übernahm.

Eine interessante Figur begegnet uns in Major Adam Varady, einem Opfer der mißglückten Freiheitsbewegung in Ungarn. Der Katastrophe von Vilagos am 13. August 1849 entronnen, wo die Ungarn unter ihrem Führer Görgey die Waffen strecken mußten, führte Varady ein ungestetes Emigrantleben, Sprach- und Literaturstunden erteilend, dann als Offizier in der ungarischen Freiwilligendivision den Freiheitskampf Italiens mitmachend; 1861 fand der gebildete Mann in Basel Aufnahme und begann die Photographie als Broterwerb auszuüben.

Ein ähnliches Schicksal verschlug auch den polnischen Patrioten Michael Bunikiewicz von Wilna nach Basel. Ursprünglich russischer Offizier, hatte er sich 1861 der nach nationaler Selbständigkeit ringenden Bewegung der Polen angeschlossen. Als Insurgent zur Flucht gezwungen, kam er mit mehreren seiner Landsleute im Juli 1864 nach Basel. Da er sich laut Bericht des Polizeidirektors Dr. J. J. Wirz als ruhiger, anständiger und rechtlicher Mensch erwies, dem allseits ein ganz günstiges Zeugnis ausgestellt wurde, trug die Regierung keine Bedenken, ihm Niederlassung zu gewähren, zumal ihm als einem schwer Kompromittierten die Rückkehr in die Heimat verschlossen blieb. Er erlernte die Photographie und erhielt vom hiesigen Polenkomitee 250 Franken zur Anschaffung des nötigen Apparats.

Seine «photographische Anstalt» an der Hammerstraße 13 ging aber schon im Sommer 1865 an Johann Jungmann von Augsburg über, der vorher als geschickter Zeichner und Lithograph im Geschäft des Basler Lithographen Alexander Bruder-Durst gearbeitet hatte.

Ephemere Erscheinungen waren die seit Ende der

1850er Jahre an der Messe auftauchenden Wanderphotographen. Daß einer unter ihnen, zur Mehrung seiner Einnahmen, zugleich sich als «Feuerkönig» produzierte, mochte beim Volke das Geheimnisvolle seines Berufs noch erhöhen.

Wicks spätere Lebensumstände.

Seine im besten Mannesalter gewonnene Unabhängigkeit und Freiheit benutzte der Hagestolz vorwiegend zu Reisen in die Nähe und Ferne. Gleich dem Dichter J. G. Seume war er ein gewaltiger Tornisterwanderer zu Fuß. Eine seiner ersten Fahrten galt den Freibergen, die damals touristisch noch ein unbekanntes Gebiet waren. Besonders aber sprach ihn das Wallis mit seiner merkwürdigen Vergangenheit an. Ueber dessen zahlreiche Altertümer und Kunstschatze trug er eifrig Notizen zusammen und machte Zeichnungen, die er dem Werke des gelehrten Paters Furrer beibinden ließ. Er schenkte diese Arbeit später der Basler Historischen und Antiquarischen Gesellschaft als Dank für deren genossene Darbietungen.

Mehrfach überschritt er den Brenner und durchzog Welschtirol. Die italienischen Städte, vor allem Rom, waren ihm vertraut. Noch als 66jähriger lernte er Spanisch, um Städte und Landschaften der Pyrenäenhalbinsel zu durchstreifen. Drei Winter weilte er in Nordafrika, das er in seiner ganzen Länge von Tunis bis Oran bereiste. Er baute sich auch ein kräftiges Mikroskop, um am Mitteländischen Meer die unerschöpfliche Wunderwelt der Infusorien beobachten zu können. Seine Reiseerlebnisse wußte er mit viel Humor zu erzählen.

Zu Hause war er rastlos tätig und kehrte zu seiner Jugendliebhaberei, der Uhrmacherei, zurück. Für jedes seiner vier Patenkinder schuf er eine Spieluhr, Uhrwerke, die heute von den Fachleuten als einzigartige Schöpfungen geschätzt werden. Am Tage Epiphaniä 1887 schrieb er in Algier, gewissermaßen als Fazit seines Lebens, die folgenden Worte:

«Wenn ich auf die Vergangenheit meines Lebens zurückblicke, so kann ich Gott nicht genug danken für seine gütige Führung auf der goldenen Mittelstraße zwischen Reichtum und Dürftigkeit, zumal da ich einsehe, wie manches, das ich als großes Mißgeschick hielt, doch die Grundlage späteren Wohlergehens bildete. Man soll freilich den Tag nicht vor dem Abend loben. Was mir noch bevorsteht, ist nur Gott bekannt, auf den ich aber vertraue und den ich bitte, es auch mit meinem Ende gut zu machen.»

Bis in die letzte Zeit behielt Emil Wick eine außerordentliche Frische des Geistes. An einem Maienitag des Jahres 1894 tat der reiselustige Greis den Gang in die Ewigkeit.